

Buchbesprechungen

müsse. (S. 202) *Starns* Analyse von Renaissance-malerei berührt nicht nur das Verhältnis von Kunst und Geschichte, sondern thematisiert das Problem des „seeing“, wobei er eine Typologie des „Sehens“ aufstellt und Kunst als Symbol von Macht interpretiert.

Mit seinem Vorhaben, die „new cultural history“ als neue, in sich heterogene Strömung innerhalb der amerikanischen Geschichtsschreibung sowohl in ihrem Anspruch als auch in ihrer praktischen Umsetzung vorzustellen, aber ebenso mit der Kritik wichtiger Vertreter verdient der vorliegende Band Hochachtung, auch wenn die „gender history“ als ein wesentlicher Bestandteil der neuen Richtung weitgehend ausgeklammert bleibt. Die „new cultural history“ trägt zweifellos zur Erschließung neuer Perspektiven historischen Denkens und Forschens bei, wobei jedoch abzuwarten bleibt, ob der kritische Anspruch einer geschichtswissenschaftlichen Umwälzung jenseits der „social history“ erfüllt werden kann.

Eckhardt Fuchs

1 N. Z. Davis, *The Shapes of Social History*, in: *Storia della Storiografia*, H. 17, 1990, S. 28-34.

Guy Thuillier/ Jean Tulard, *Les Écoles Historiques*, Presses Universitaires de France, Paris 1990, 125 S.

Mit diesem Überblick über die französische Geschichtsschreibung seit dem 18. Jh. knüpfen die Autoren an ihr 1986 erschienenen Buch „*La méthode en histoire*“ an. Adressiert an Studenten und nichtprofessionelle Interessenten für historiographiegeschichtliche Probleme, sind sie sich der Differenz zwischen dem Anliegen und den eingeschränkten Möglichkeiten angesichts des begrenzten Raumes der Taschenbuchreihe „*Que sais-je?*“ bewußt, da gerade diese Diskrepanz trotz des fast thesenartigen Stils zu teilweise oberflächlichen und verkürzten Aussagen führt. Beispielsweise bleibt so die Geschichtsschreibung unter dem Ancien Régime auf vier Seiten beschränkt.

In ihrer Darstellung suchen die Verf. innerhalb der Trias von historischer Schule, vorherrschendem Wissenschaftsparadigma sowie internen und externen Einflüssen auf den Historiker die Fragen nach den jeweiligen zeit-spezifischen Forderungen an die Geschichtsschreibung zu beantworten. Besonderes Interesse widmen sie dabei dem Verhältnis von Geschichtsschreibung und deren sozialer Transformation mittels verschiedener Medien.

Im 18. Jh. beginnend, sehen sie in der Opposition der Geschichtsphilosophen und Gelehrten zum vorrevolutionären politischen System die Vorstufen der historischen Schulen (1. Kapitel), die im 19. Jh. in der „*école*

positiviste“ (2. Kapitel) eine erste Ausprägung fanden. Diese Schule Gabriel Monods und Charles Seignobos' knüpfte freilich nicht an die philosophischen Traditionen des Positivismus Auguste Comtes an, sondern verstand sich als eine Verwissenschaftlichung des historischen Handwerks, das sich in Abgrenzung von der Geschichtsphilosophie als autonomer, wertfreier und empirischer Faktenpositivismus konstituierte. Die Spanne zwischen 1890 und 1960 (3. Kapitel) wird als Transformationszeit betrachtet, die durch eine zunehmende Politisierung, die soziologischen und marxistischen Einflüsse sowie die Auswirkungen der zwei Weltkriege auf die Geschichtsschreibung gekennzeichnet war. Die „révolution de l'esprit“ (S. 5) durch die Annales-Schule beeinflusst ab 1950 – wenn auch vor allem auf indirektem Wege – prägte maßgeblich die historische Forschung. Zugleich sehen die Autoren in der Politisierung der Geschichtsschreibung durch diese (linken) „engagierten“ Historiker in ihrer Auseinandersetzung mit den (rechten) „Traditionalisten“ seit den sechziger Jahren eine Niedergangerscheinung des bisherigen Wissenschaftsverständnisses (4. Kapitel). Die Mißstände in der historischen Ausbildung, die wachsende Diskrepanz zwischen fachwissenschaftlichem Anspruch der Historiker und den Bedürfnissen des Publikums sowie die Kritik anderer Wissenschaftsdisziplinen an der Geschichtswissenschaft werden zu weiteren Symptomen dieser Krise gezählt.

Eine solche Periodisierungstriade von Konstituierung, Wandel und Krise erscheint unter dem Blickwinkel des gegenwärtigen Krisenbewußtseins verständlich, vermag aber durch diese teleologische Sicht kaum die Vielfalt, Heterogenität und Besonderheit der Historiographiegeschichte Frankreichs widerzuspiegeln.

Nach dem historiographiegeschichtlichen Abriß widmen sich die Verf. in der zweiten Hälfte des Buches dem aktuellen komplexen System der historischen Produktion in- und außerhalb des professionellen Wissenschaftsbetriebes (5. und 6. Kapitel). Neben der Typologisierung der historischen Forschung rücken sie die Ausbildung, den Informationsaustausch, die großen Forschungsinstitute, die staatlich finanzierte Forschung und die Gelehrtenesellschaften in den Blickpunkt. Angesichts der jährlichen Masse an historischen Arbeiten, der immensen Spezialisierung, des großen Einflusses der nichtprofessionellen und außeruniversitären Forschung wird, so die These von *Thuillier/Tulard*, der traditionell enge Schulbegriff zunehmend durch ein mehr oder weniger stabiles Netz unterschiedlicher „communautés“ von Historikern, das auf Freundschaft, Macht, Sprache, Repräsentation usw. basiert, aufgelöst. In ihrem Versuch einer Prognose der historiographischen Entwicklung (7. Kapitel) plädieren sie – ohne auf die postmoderne Narrativitätsdiskussion einzugehen – für ein methodisches Regelwerk, das auf einem „nouveau po-

Buchbesprechungen

sitivismus“ beruht und die Forderung nach einer Pluralität historischen Denkens einschließt. Zugleich basiert dieser Konsens auf einem wissenschaftlichen Selbstbewußtsein, der Trennung der Geschichtswissenschaft von Philosophie und Literatur, der Relativität der historischen Erkenntnis und der Objektivität der Darstellung. Offen bleibt dabei jedoch, auf welcher theoretisch-methodischen Grundlage sich die angekündigte neue „geistige Revolution“, die „nouvelle nouvelle histoire“ (S. 6) von morgen vollziehen soll. Die Möglichkeit des zukünftigen innovativen, den Bedürfnissen des Fachgelehrten und des Publikums angepaßten historischen Forschens sehen die Verf. in einer Verbesserung der Forschungsbedingungen in ihrer gesamten Breite, der Entpolitisierung des geschichtswissenschaftlichen Diskurses, in einer den zeitlichen Anforderungen angepaßten Mediatisierung der Geschichte, der Verbesserung der historischen Ausbildung und im Ausbau der autonomen und bisher marginalen Spezialgebiete. Inwieweit dies ein erfüllbarer Anspruch ist und ob die Geschichtswissenschaft innerhalb des modernen Diskurses den Ausweg aus ihrer Krise zu finden vermag, wird die Zukunft zeigen, in die zu blicken sich der Historiker traditionell selbst untersagt. Zum Nachdenken darüber regt die Polemik der Verf. auf jeden Fall an.

Eckhardt Fuchs

Ernst Nolte, Geschichtsdenken im 20. Jahrhundert, Ullstein Verlag, Berlin/ Frankfurt (Main) 1991, 680 S.

Daß sich *Ernst Noltes* neuestes Buch abermals mit dem Problem einer Deutung des 20. Jh. befaßt, überrascht keinen Kenner seines bisherigen Œuvres. Seit „Der Faschismus in seiner Epoche“ in der ersten Hälfte der sechziger Jahre erschien, verbindet sich der Name des Autors mit einer interpretierenden Sicht auf unsere jüngste Vergangenheit. Weitere vielbeachtete Werke (etwa „Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945“, erschienen 1987) hinterließen auch in der Debatte der damaligen DDR Spuren, wie sein Name im gleichzeitigen Historikerstreit zu den am häufigsten genannten zählte.

Nunmehr unternimmt *Ernst Nolte* den Versuch, mit einer Synthese des Geschichtsdenkens unseres Jahrhunderts den eigentlich bewegenden Kräften und damit dem Sinn der letzten über neun Jahrzehnte auf die Spur zu kommen. Solche Aufgabenstellung läßt zunächst die Frage auftreten, über was eigentlich Bilanz gezogen werden soll. *Ernst Nolte* hält den Gegenstand der Untersuchung in der einführenden Problembeschreibung recht vage, indem er das Geschichtsdenken zwischen Geschichtsphilosophie, Geschichtstheorie, politischem Denken, Kulturkritik und Klassenanalyse ansiedelt. Dabei wird Geschichtsdenken nicht nur in retrospektiver Sicht anvisiert, sondern hat auch eine gegenwärtige und eine Zukunftsdimension. Eine klarere